

# Lacan und das Problem der Geschichtlichkeit

Autor(en): **Soiland, Tove**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Rosa : die Zeitschrift für Geschlechterforschung**

Band (Jahr): - **(2011)**

Heft 42

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-631398>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Lacan und das Problem der Geschichtlichkeit

von Tove Soiland

**Dem Umfeld der *Ljubliana School of Psychoanalysis* entstammende AutorInnen leisten mit ihrer marxistisch inspirierten Lacan-Rezeption einen wichtigen Beitrag zu einer Kritik spätkapitalistischer Subjektivierung. Dabei erweist sich ihre Vorstellung von Subjektivierung der vor allem für die *Gender Studies* leitend gewordenen Diskursanalyse als überlegen.**

In den *Cultural Studies*, die heute für weite Teile der Gesellschaftswissenschaften zu einer Art Leitwissenschaft geworden sind, besteht weitherum Konsens, dass die Diskursanalyse die Psychoanalyse als theoretischen Bezugspunkt nicht nur erbt, sondern auch massgeblich zur Erweiterung ihres Gegenstandsbereichs beigetragen habe. Dabei kennt diese Bezugnahme auf die Psychoanalyse zwei Richtungen: Die einen möchten sie infolge ihrer angeblichen Hypostasierungen für gänzlich überholt erklären und messen der Diskursanalyse das Potential zu, das von der Psychoanalyse als gegeben Gesetzte und somit Essentialisierte selbst zu historisieren. Die anderen attestieren der Psychoanalyse durchaus eine Art Vorläuferrolle in diesem Projekt der Historisierung und würdigen sie deshalb als in Ehren veraltet. Es ist diese letzte Ausrichtung, die beansprucht, quasi dasselbe besser zu tun, indem sie das, was die Psychoanalyse als sprachliche Positionierung der Subjekte beschreibt, in einer Art soziologischen Umdeutung als diskursive Verfasstheit oder Hervorbringung der Individuen auffasst. Dabei erfreut sich der Diskursbegriff vornehmlich in den *Gender Studies* einer grossen Beliebtheit, indem etwa davon ausgegangen wird, Diskurse seien für die Festschreibung normativer Geschlechtlichkeit verantwortlich und die Geschlechterverhältnisse seien davon ausgehend zu analysieren. Dabei habe der Begriff

des Diskursiven den Vorteil, den unterschiedlichen Anrufungsweisen der Subjekte Rechnung zu tragen und damit die Identitätsformen in ihrer Multiplizität erfassbar zu machen. Dies ermöglicht es, verschiedene Achsen der Herrschaft wie Rassismus, Sexismus und Klassenunterschiede analytisch in einem einzigen Blickfeld zu vereinen. Mit dieser Anschlussgeste verwischt die Diskursanalyse aber nicht nur eine wesentliche Divergenz, die zwischen ihr und der Psychoanalyse besteht, aus dem Blick gerät so auch ein entscheidender Einspruch, der von Seiten der Psychoanalyse an diese angebliche Erweiterung oder Weiterentwicklung ihrer selbst erhoben würde – und auch wird. In diesem scheinbaren Konsens der sprachlichen Verfasstheit der Subjektposition geht, indem der Psychoanalyse etwa attestiert wird, sie habe mit ihrer Betonung der Bedeutung der Sprache für das menschliche Subjekt wesentlich zur Herausbildung des *linguistic turn* beigetragen, unter, dass es sehr unterschiedliche Weisen gibt, die Funktion resp. Wirkweise der Sprache in diesem «Konstruktionsprozess» zu denken. Zwar gehen beide, die Diskursanalyse und die Psychoanalyse, davon aus, dass wir, auch und gerade in unserem intimsten Inneren, im wesentlichen der Effekt gesellschaftlicher Verhältnisse sind – das eben meint der Begriff der «Konstruktion». Dies zu sagen lässt aber weitgehend offen, wie genau der Prozess der Konstruktion darin vorgestellt wird.

Gegenüber dem Vorwurf der Ahistorizität an die Adresse der Psychoanalyse möchte ich im Folgenden argumentieren, dass eine an Lacan orientierte Gesellschaftstheorie, wie sie im Umfeld der *Ljubliana School of Psychoanalysis* praktiziert wird, die Frage der Historizität nicht nur massgeblich radikalisiert, sondern gerade auch zum gegenwärtigen Geschehen und also dem, was Foucault in die Frage: «Was geschieht uns heute?» gefasst hat, dezidiert Stellung nimmt. Das heisst, sie zeichnet sich gerade auch durch eine differenzierte Gegenwartsanalyse bezüglich der Frage aus, wie und mit Hilfe welcher gegenüber dem Fordismus veränderten Einbindungsweisen es dem Neoliberalismus gelingt, trotz massiver Zugriffe auf die Individuen mit dem Frühkapitalismus vergleichbare Ausbeutungsverhältnisse entstehen zu lassen und trotzdem ein eindrückliches Mass an Zustimmung herzustellen. In diesem Punkt erweist sich, so das Postulat dieses Beitrages, eine an der Psychoanalyse orientierte Gesellschaftstheorie als der Diskursanalyse überlegen, die in gewisser Weise bei einem ahistorischen Konstruktionsbegriff stehen bleibt. Greifbar wird eine solche Ahistorizität bei-



Sind die *Gender Studies* zu wenig politisch?

spielsweise, wenn, wie in den *Gender Studies*, davon ausgegangen wird, dass sich das Geschlechterverhältnis auch heute noch massgeblich über normative Geschlechtszuschreibungen formiere, womit den veränderten Subjektivierungsweisen, deren Machteffekte heute möglicherweise gerade in einer Dethematisierung von Geschlecht zu suchen sind, kaum Rechnung getragen werden kann.

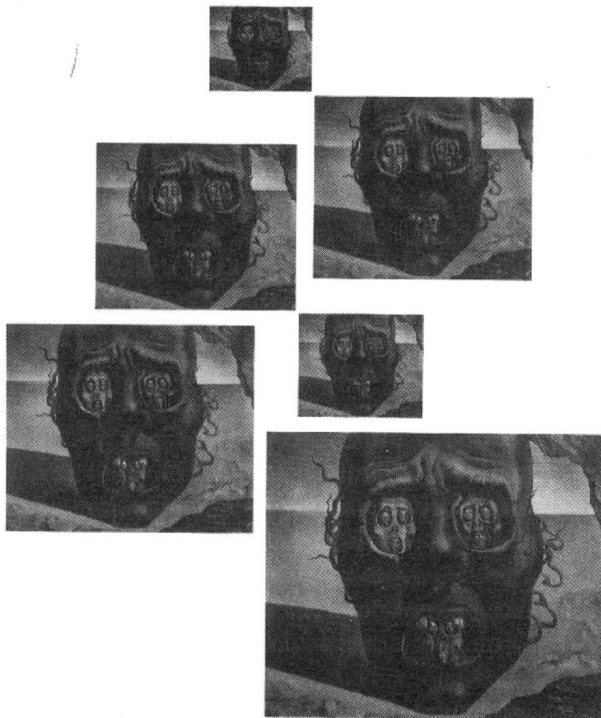
### Zwei unterschiedliche Sprachkonzepte...

Bereits Stuart Hall hatte darauf hingewiesen, dass die bloße Existenz von Diskursen noch nicht deren Übernahme durch die Subjekte erkläre. Doch blieb diese Feststellung für die *Cultural Studies* leider ohne Folgen. Es ist genau in diesem Punkt, dass sich an eine Überlegung der US-amerikanischen Theoretikerin Joan Copjec anschliessen lässt, die verdeutlicht, worin sich die psychoanalytische Vorstellung von der Funktion der Sprache in der Subjektkonstitution von derjenigen der *Cultural Studies* unterscheidet. Das Subjekt ist darin nicht einfach, wie in den *Cultural Studies*, Effekt des Diskurses, indem es die diskursiven Anforderungen in einer, wenn auch niemals vollständig gelingenden, Identifikation übernimmt. Zwar ist auch das psychoanalytische Subjekt Subjekt der Sprache, dies jedoch in einem anderen Sinn. Das Subjekt ist Effekt, nicht aber Verwirklichung des Diskurses, und zwar insofern, als es als so etwas wie der *fall out* oder *spill over* des Eintritts in

die Sprache aufgefasst wird. Gemeint ist damit die Wirkung der Sprache, das Subjekt als ein grundsätzlich mit sich Uneiniges hervorzubringen oder anders formuliert, ein Effekt, der – viel eher als das Subjekt hervorzubringen – es in seinem Innersten teilt. Hier liegt das Konflikthafte im Subjekt selbst, und nicht, wie in der Vorstellung der *Cultural Studies*, in den widersprüchlichen diskursiven Anforderungen: Es konstituiert das Subjekt als Subjekt seines Liebeswunsches, durch den es an ein grundsätzlich unmögliches Objekt gebunden ist, weshalb das Subjekt seinem Liebeswunsch gegenüber sich in einer grundlegend ex-zentrischen Position befindet.

Um zu verdeutlichen, worum es hier geht, bedient sich Joan Copjec in einem Wortspiel der Doppelbedeutung des englischen Wortes *to carve*, das sowohl meisseln (*carving out*) wie zerstückeln (*carving up*) heissen kann. Obwohl Lacan der für die gender-Theorie so wichtig gewordenen Annahme, dass der Körper geschrieben ist, nicht nur zustimmen würde, sondern es ganz eigentlich seine Theorie sei, die das Einnehmen eines solchen Standpunktes erlaube, verbinde er, so Copjec, damit doch etwas anderes. Copjec schreibt: «Wenn Lacan uns sagt, dass die Sprache den Körper ausschneidet [*carves up*], dann spricht er von einem unfreundlicheren Schnitt als dem, der einfach ein Körperbild meißelt oder schnitzt [*carves out*] (im Sinn von definiert), durch welches das Subjekt sein Sein annehmen wird. Der Schnitt, von dem

# JACQUES LACAN LE SÉMINAIRE livre XVI D'un Autre à l'autre



## SEUIL

### Auskleidungen der Seinslücke

Lacan spricht, meint im Gegensatz dazu gerade, dass das Bild aufgeteilt, zerstückelt wird [*carves up*] und so das Subjekt dazu treibt, sein Sein jenseits dessen zu suchen, was das Bild ihm präsentiert; er bringt das Subjekt dazu, in seinem Bild etwas zu finden, das fehlt.»<sup>1</sup>

Das Subjekt als Überschuss des sprachlichen Einschnittes zu denken, ist nicht dasselbe wie es als Summe seiner diskursiven Anrufungen zu verstehen. Wenn Copjec auf diesem Unterschied beharrt, so weil es ihr darum geht, dem in den *Cultural Studies* vorherrschenden Trend zur Ersetzung des gespaltenen Subjekts durch ein von sozialen Diskursen durchzogenes Subjekt, das somit nicht gespalten, sondern multipel wäre, zu widersprechen. Damit aber liegen hier zwei grundlegend verschiedene Konstruktionsbegriffe vor und damit einhergehend auch zwei grundlegend unterschiedliche Vorstellungen von Identität resp. Subjekt: Das von verschiedenen, sich auch widersprechenden Diskursen hervorgebrachte Subjekt als multiples ist nicht dasselbe wie das gespaltene Subjekt der Psychoanalyse! Relevant

wird diese Unterscheidung dort, wo es um das Verständnis der Wirkweise von Ideologien in der Subjektkonstitution geht. Während im Fall der *Cultural Studies* Ideologien als Schliessungen der grundsätzlich multiplen, oftmals widersprüchlichen Subjektanrufungen fungieren, Ideologiekritik somit die Offenlegung dieser Multiplizität und Widersprüchlichkeit jeder Identitätszuschreibung wäre, hat im Falle der Psychoanalyse die Ideologie die Funktion, phantasmatisch die signifikante Seinsverfehlung auszukleiden, das heisst, als eine Art Stöpsel für die Leere des gespaltenen Subjekts zu dienen.

### ... und ihre politische Implikation

Es liegt auf der Hand, dass aus diesen beiden unterschiedlichen Vorstellungen von Konstruktion, und, damit verbunden, der Wirkweise von Ideologie, auch unterschiedliche Einschätzungen darüber folgen, was heute überhaupt noch ein Potential der Subversion aufweisen kann. Mit ihrer Hochhaltung des Multiplen, Pluralen und Uneindeutigen scheint diese Frage für die *Cultural Studies* geklärt, die in ihrem bevorzugten Politikfeld der *identity politics* gegen die vermeintlichen Festschreibungen und Identitätszwänge der Ideologie antreten. Aus der Perspektive der Psychoanalyse ist diese Sicht der Dinge allerdings sehr viel weniger klar, scheint diese doch umgekehrt zum Schluss zu gelangen, dass auch und gerade multiple Identitätsformen lediglich eine weitere Auskleidung der Seinslücke resp. eine Abwehr der Spaltung des Subjekts darstellen; eine Auskleidung, die den nunmehr veränderten Erfordernissen des Postfordismus ganz einfach eher entspricht.

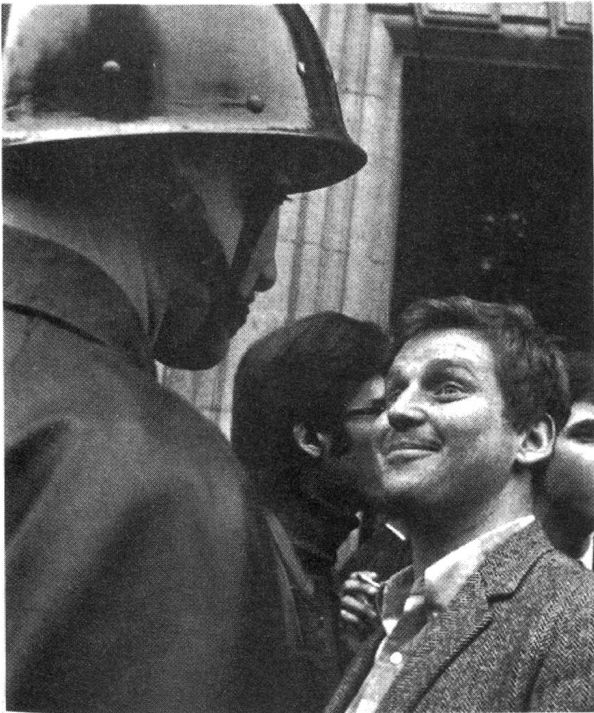
Gerade weil Diskurse bei Lacan nicht einfach sprachliche Zuschreibungen sind, sondern eine Art gesellschaftliches Band, mit dem der Unmöglichkeit des Liebeswunsches eine – historisch je spezifische – Form gegeben werden kann, ist es ihm auch möglich, den historischen Metamorphosen des Kapitalismus Rechnung zu tragen. Die offenbar historisch immer wieder von Neuem notwendig werdenden Transformationen des Kapitalismus scheinen sich dabei gerade der Möglichkeit zu bedienen, dass die Arten, mit der Unmöglichkeit des Geniessens (nicht) zurande zu kommen, historisch wandelbar sind: *Plus-de-jour* – Mehrgeniessen, ein Wort, das Lacan in Anlehnung an Marx' Mehrwert, *plus-value*, kreierte und das auf sich die beiden Aspekte eines «Mehr» und einer Unmöglichkeit vereint, ist dabei das Element, das verschiedene Ausformungen erhalten



kann und sozusagen die Andockstelle im Subjekt für das Greifen der Diskurse bildet. In seinem Seminar XVII unterscheidet Lacan deshalb seit dem entstehenden Kapitalismus vier solche Diskurse als historisch je unterschiedliche Weisen der Subjektivierung, was es ihm insbesondere ermöglicht, für die jüngste Transformation eine eigene Beschreibung zu finden. So spricht Lacan seit Beginn der 1970er Jahren davon, dass sich in spätkapitalistischen Gesellschaften ein Wandel in der Über-Ich-Struktur der Menschen abzeichne. Heute, so Lacan, seien die Menschen nicht mehr, wie zu Freuds Zeiten, von einem verbietenden Über-Ich geleitet, sondern von einem neuartigen Imperativ: Geniesse! Das Über-Ich selbst gebiete nun den Genuss.

Diese Formel hat zahlreiche Auslegungen erfahren, worunter eine eben lautet, dass die seit dem Fordismus veränderten Produktionsbedingungen gerade keine normierten Identitäten mehr erfordern. Dass wir es somit mit einer neuartigen

## JACQUES LACAN LE SÉMINAIRE livre XVII



L'envers de  
la psychanalyse SEUIL

Machtform zu tun haben, die nicht über Einschränkungen operiert, sondern über das Inaussichtstellen von Möglichkeitsräumen, die die Subjekte zur beständigen Diversifizierung ihres eigenen Selbst anhalten. So betont Alenka Zupancic, dass der Kapitalismus heute zum wichtigsten Promotor differenter Lebensweisen geworden ist und sie spricht in diesem Zusammenhang von einem brisanten, für den Kapitalismus konstitutiven Nebeneinander einer fortwährenden Produktion immer neuer Differenzen, die darin gleichzeitig laufend an Bedeutung verlieren. So betrachtet wäre die Entstehung multipler oder uneindeutiger Identitätsformen wohl kaum als Erfolg oder auch nur Effekt politisch-kultureller Kämpfe zu betrachten, sondern vielmehr selbst Ausdruck dieser veränderten Subjektivierungsweisen. Für die Frage der Geschlechtlichkeit hiesse dies, nicht vorschnell jede Aufweichung der Geschlechtergrenzen als subversiv zu erachten. Wenn – wie Foucault hier ganz im Einklang mit der Psychoanalyse vermutet – es heute gerade das Individuelle ist, das machtintegrierend wirkt, wir somit nicht nur mit der Erlaubnis, sondern geradezu mit dem Imperativ zur kreativen Handhabung unserer selbst konfrontiert sind, so greift die Klage über normative Zuschreibung ebenso ins Leere wie die im Namen der Individualität erhobene Forderung nach unendlicher Pluralisierung, beispielsweise geschlechtlicher Identitäten.

### Anmerkung

<sup>1</sup> Copjec, Joan: Cutting up, in: Teresa Brennan (Hg.): Between Feminism and Psychoanalysis, London 1989, S. 227-246, 235.

### Literatur

Lacan, Jacques: L'envers de la psychanalyse. Le Séminaire. Livre XVII (1969-1970). Paris 1991.

### Autorin

Tove Soiland studierte Geschichte und Philosophie in Zürich. Sie lehrt heute an verschiedenen Universitäten im In- und Ausland. 2010 erschien ihre Dissertation «Luce Irigarays Denken der sexuellen Differenz. Eine dritte Position im Streit zwischen Lacan und den Historisten».

Weitere Artikel der Autorin zum Thema:

<http://web.fu-berlin.de/gpo/soiland.htm>

<http://www.agpolpsy.de/wp-content/uploads/2010/01/soiland-2.pdf>

[tove.soiland@bluewin.ch](mailto:tove.soiland@bluewin.ch)